

Bilder aus der Seelsorge.

Gezeichnet von Mathias Rupertsberger, Pfarrer in Niederrana (Niederöft.).

Es sind nur einige flüchtig hingeworfene Federzeichnungen, die auf den einzigen Vorzug der Naturtreue Anspruch erheben; der Inhalt der Bilder ist eben „Wahrheit und keine Dichtung aus meinem Leben“. Die Bilder sind nicht bestimmt für eine Weltausstellung, nicht für eine Landesausstellung, denn wenn es auch vielleicht am flügsten wäre, selbe gar nicht auszustellen, so macht mich die Unbescheidenheit doch nicht so blind, um es nicht selbst einzusehen, daß solche Bilder nur in eine allerengste Localausstellung gehören, in welcher auch sehr unterwertige Bilder Gnade finden schon wegen des Vorwiegens von Bekannten und Verwandten des „Künstlers“ unter dem schauenden Publicum.

1. Omne initium fervet und heiß gieng es her für das erste Brautpaar, das ich unter dem priesterlichen Segen zu einem Ehepaar machen sollte. Als mir mein Pfarrherr die erfreuende Kunde mittheilte, daß ich nun bald die erste Copulation zu halten hätte, (welcher junge Priester freut sich nicht und der ältere mit ihm über „die ersten Schritte“), bemerkte er schon, daß es ein Hindernis geben könne, „er“ heiße (sagen wir) Berger und „sie“ heiße auch Berger. Richtig stellt sich bei der Brautprüfung zur wirklichen oder scheinbaren Verwunderung des Brautpaares das Hindernis als zweifellos vorhanden heraus. Es ist aber nicht so schlimm: Das Hindernis ist leicht dispensabel und wenigstens ein wichtiger Dispensgrund ist (leider) offenkundig vorhanden, also schreibt der Pfarrer gleich das Gesuch und gibt es gehörig adjustiert dem Bräutigam, damit er persönlich beim Bischof die Dispens erwirke; wobei er ihn noch so nebenbei fragt, mit welcher Fahrgelegenheit er denn in die weit entfernte Bischofsstadt gelangen würde. Der Bräutigam gab die Auskunft, daß nächsten Sonntag ein feiniger guter Freund um 11 Uhr von der Stadt X aus dorthin fahre und ihn freundschaftshalber mitfahren lasse. Der Bräutigam war Sonntags rechtzeitig am Abfahrtsplatze, mußte aber die unliebsame Nachricht entgegennehmen, daß sein „guter“ Freund das Alleinfahren offenbar für angenehmer gehalten haben müsse, da er um 10 Uhr abgefahren sei. Es hieß also jetzt geduldig warten, bis die Nachtpost abfuhr, mit welcher er auch denn früh Morgens in der Bischofsstadt ankam. Vormittags wurde er beim Bischofe vorgelassen und brachte mündlich wie schriftlich seine Bitte vor. Der Bischof hörte ihn gnädig an, sagte ihm dann jedoch, er könne ihm leider heute die erbetene Dispens nicht erteilen: wäre er gestern gekommen (die Schuld des Nichtkommens hatte der „gute“ Freund auf dem Gewissen), so hätte er, vermöge der alten Quinquennalfacultäten, die gestern ausgegangen seien, ihn noch dispensieren können, er werde aber das Dispensgesuch an den Nuntius leiten, da die neuen Facultäten noch nicht einge-

langt wären, und die sicher zu erhoffende Dispens an den Pfarrer baldmöglichst einsenden, der Dispenswerber möge also getrost heimfahren. Die Dispens kam, aber unterdessen war der „Kathrein-Fasching“ zu Ende gegangen und die geschlossene Zeit hatte begonnen. Vortheilhaft wäre es gewesen, die Promulgation am Ende der geschlossenen Zeit noch vorzunehmen, damit der Eheabschluß so rasch als möglich erfolge, sie geschah jedoch nicht vor, sondern erst nach dem Ende der geschlossenen Zeit. Endlich war das Brautpaar „zum dritten und letzten Male“ aufgeboten und aus dem „Wochenbuche“ für Dienstag 10 Uhr das Hochzeitsamt von der Kanzel aus kundgemacht worden. Dienstag vor 6 Uhr früh klopft jemand an meiner Thüre. „Was gibt es?“ „Geistlicher Herr dürfen nicht warten bis 10 Uhr, können um halb 8 Uhr schon Messe lesen: um 8 Uhr kommen wir dann zur Taufe“. Nach Verlauf der nöthigen Zeit kam das Paar post tot discrimina rerum in den Hafen der Ehe. Ob es jetzt noch mein erstes Brautpaar gewesen ist, weiß ich nicht mehr.

2. An einem sehr schönen Maitage kam ein Bote ganz in Schweiß gebadet und konnte nur stoßweise hervorbringen: „Bitte nur recht schnell den H. H. versehen, er ist herabgefallen und hat sich den Kopf ganz zerschlagen“. Der Verunglückte, ein braver Bursche, war mit einem schweren Sack beladen, ziemlich hoch abgestürzt und hatte einen mehrfachen Bruch der Hirnschale erlitten. Nach dem Bericht des Boten, welchen später der Arzt vollinhaltlich bestätigte, schien es wohl so gut wie ausgeschlossen, daß der Patient die Ankunft des Priesters noch erleben werde, der Ort des Unglückes war fast eine Stunde entfernt, und wenn schon, daß ihm dann doch nur die Absolution und letzte Delung ertheilt werden könnte. Ich hielt daher für besser, um schneller fortzukommen, das Sanctissimum nicht aus der Kirche zu holen, nahm es aber dann über inständiges Bitten des Boten doch mit. Nach Berichten von Augenzeugen lag der Patient die ganze Zeit bewußtlos da, auf einmal schlug er die Augen auf und sagte deutlich „der geistliche Herr kommt schon“! Die Leute, die meine Annäherung an das Haus noch nicht bemerkt hatten, schauten heraus und kamen gerade recht, um den Segen zu erhalten und das Allerheiligste in das Haus hinein begleiten zu können. Während der kirchlichen Handlung, welche ganz unverkürzt nach dem Rituale vorgenommen wurde, hatte der Kranke die Augen offen, folgte sichtbar mit klarem Bewußtsein dem Gange derselben und betete auch deutlich bei den deutschen Gebeten mit. Kaum waren die letzten Worte der Generalabsolution gesprochen, verfiel der Kranke wieder in die frühere Apathie. Wider alles Erwarten erlangte derselbe in sehr kurzer Zeit seine Gesundheit vollständig zurück und machte mir nun folgendes bekannt: er habe kurz vor dem Versehen eine sehr schöne Frau im Zimmer gesehen, die ihm gesagt, es komme der Priester, ihn zu versehen, er werde jedoch jetzt noch nicht sterben, aber sein Vater

werde in diesem Jahre noch sterben. Selbstverständlich wurde er nun darüber belehrt, daß er auf all das nichts zu halten habe, Hallucinationen seien in seinem Falle eine sehr begreifliche Sache, er solle also über das Ganze unverbrüchliches Schweigen bewahren. Dies versprach er auch, doch konnte man wohl an seinen Mienen ablesen, daß sein Versprechen nicht gar lange Stand halten würde. Wirklich berichtete er nach einiger Zeit, er habe die Sache dem Vater erzählt, damit derselbe sich doch auf das Sterben vorbereiten könne. Der Vater war bis zum Ende des Jahres seinem Alter entsprechend rüstig und gesund. Am 30. December schickte er einen Boten mit der Meldung, er sei krank und wolle versehen werden. Auf die Frage nach dem Stande der Krankheit berichtete mir der Bote, daß dieselbe erst vor ein paar Tagen sich gezeigt habe und scheinbar gar nichts dahinter sei. Die weitere Frage, ob der Patient noch nüchtern sei, wurde bejaht, es stand daher der Erfüllung seines Wunsches nichts entgegen, soweit es sich um Kranken-Communion andachtsshalber handelte. Bei der Ankunft im Hause des Patienten, den ich auch kaum für krank halten konnte, bat dieser inständigst um die letzte Oelung und ließ sich durchaus von dieser Bitte nicht abbringen, so daß ich endlich mit der Begründung für mich *seneectus ipsa est morbus* nachgab und ihm die Sterbesacramente erteilte. Fünf Tage nachher am 4. Jänner war er eine Leiche. Aber es war doch nicht „in diesem Jahre“! . . . *investigabiles viae Ejus*.

3. Acht Uhr früh war es an einem klaren freundlichen Wintertage, ich war soeben aus dem Beichtstuhle gekommen und freute mich der Wärme des Zimmers und der kurzen Muße bis neun Uhr zur Sammlung der Gedanken für die Predigt. Doch „herein“! und ein junger Mann stand vor mir mit der Bitte „beichten möchte ich“! „Gut! gehen wir gleich hinüber in die Kirche“. „Nein! ich habe noch etwas zuerst zu sagen: ich bin Bräutigam“. „Ja mein Lieber, das ist doch kein Unrecht, deswegen müssen wir ja erst recht zum Beichtstuhl gehen“. „Aber meine Braut ist Protestantin und wir werden morgen im Tempel zu N. getraut“. „Ja Freund! freilich da können wir im Beichtstuhl nicht miteinander verhandeln“. Er erzählte nun, daß er mehrere Stunden weit herzugewandert sei, seine Heimat nannte er glücklicherweise nicht, um vor seinem „Ehrentage“ die heiligen Sacramente zu empfangen, und war ganz trostlos, als ich ihm auseinandergelegt, daß und warum sein Wunsch nicht erfüllt werden könne. Sein Fall war um so trostloser, weil auch für die Zukunft kein Hoffnungsstrahl leuchtete, da nicht einmal eine Trauung mit passiver Assistenz in Aussicht stand. Auf die Frage, ob denn die Braut nicht einmal auf dieses Aeußerste eingegangen wäre, meinte er, das wohl, aber sein Pfarrer habe ihm erklärt, ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung könne er mit ihm gar nichts machen. Bis neun Uhr hatte die Verhandlung, die Einzelnpredigt gedauert, nun hieß es der Pfarrgemeinde predigen

und Amt halten, also „behüt dich Gott, überleg' dir es noch einmal recht vor unserem Herrgott und bete recht von Herzen zu ihm“. Unter der Thüre wendet er sich um, seine Augen sind umflort, „Hochwürden“ sagt er, „dürft' ich nicht auf eine kleine Stärkung in das Gasthaus gehen, ich bin so viele Stunden nüchtern gegangen; ich meine, daß ich es nicht aushalte in der Kirche, ich komme aber gewiß bald“. Und wirklich! ganz kurze Zeit erst stand ich auf der Kanzel, da kam der Mann auch schon zur Kirchenthüre herein. Die Nührung über den Beweis so guten Willens wollte mich übermannen, doch ich durfte sie nicht aufkommen lassen, denn das Thema der Predigt gehörte der „schärferen“ Tonart an.

4. Der dritte Tag war es erst, seitdem ich auf meinen ersten Posten eingerückt war, als eine Frau kommt mit der Bitte, ihren Mann doch dazu zu vermögen, daß er sich versehen lasse, man könne ihn doch nicht so hinsterben lassen, er aber wolle vom Versetzen nichts hören. Das fängt gut an! gleich den ersten Versuchung zu einem Kranken, der den Empfang der heiligen Sacramente verweigert. Zuerst werden noch einmal all die nützlichen Vorschriften der Pastoral für solche Fälle, ohnehin noch frisch im Gedächtnis von der Schulbank her, recapituliert und dann der Gang gewagt in banger Sorge, ob ich wohl solche Accorde anschlagen würde, die in der Seele des Kranken Anklang finden. Beim Kranken angekommen, stellte ich mich als neuen „Kaplan“ vor und wollte eben, um nicht gar zuweit vom Thema weg anzufangen, mich um das Befinden desselben erkundigen, als er ohneweiters anhub: „Das ist mir lieb, daß geistlicher Herr mich heimsuchen, ich hätte sonst ohnehin um Sie geschickt, da ich merke, daß es mit mir langsam abwärts geht: meine Leute freilich wollten mich immer überreden, daß es besser werde und vom Sterben gar keine Rede sei, aber ich merke, daß es doch nicht mehr lange mit mir dauern wird und da wäre es mir recht, wenn Sie mich lieber heute als morgen versehen würden.“ Mein ganzer Kriegsplan zur Erstürmung dieser Festung war über den Haufen geworfen, denn die Festung existierte nur im Gehirne der Frau. Von diesem ersten Fall an war ich solchem Jammer der Frauen gegenüber sehr zugethupft und hielt es mit der Art, wie es vom seligen Prälaten Willim einmal in der „Correspondenz“ (ni fallor) geschildert wurde. Ein angesehener Bauer, der eine „Schwester“ als Krankenträgerin hatte, war bedenklich krank: die „Schwester“ bat mich, den Kranken zu besuchen und ihn zum Empfang der heiligen Sterbesacramente zu bewegen, sie getraue sich nicht und fürchte eine Absage. „Nun gut, Schwester“, sagte ich, „gehen Sie jetzt heim und sagen Sie dem Bauer, ich lasse ihn schön grüßen, eine halbe Stunde nach Ihnen würde ich mit dem Allerheiligsten kommen und ihn versehen!“ Die „Schwester“ war ganz entsetzt darüber und meinte, „nein, das geht nicht“. „Es geht schon“, gab ich ruhig zur Antwort und es gieng sehr gut. — Einer Wiener Frau, die schwer

krank war, getraute der Doctor nicht die Gefahr bekanntzumachen, er kam jedoch zu mir, daß ich es thue. Nachdem ich zuerst dem Doctor den Standpunkt klargestellt hatte, begab ich mich zur Kranken und in drei Minuten waren wir ohne Eintritt von Ohnmacht und Herzbeklemmung handeleins. Unter hundert Fällen ist wohl neun- undneunzigmal nur die Feigheit der Umgebung das einzige Hindernis.

5. Am Ehem Himmel gelten Socrates, salva sua sapientia, und Kantippe als abschreckende Beispiele, es scheint aber auch bei Eheleuten die Abschreckungstheorie nicht über jeden Zweifel erhaben zielführend zu sein, Thatsache wenigstens ist, daß unfriedliche Ehen nicht selten sind. Ein Ehepaar dieser Art machte mir jahrelang viel Kummer und Sorge, denn bald kam der Mann, bald die Frau mit Klagen und der mühsam dann wieder hergestellte Friede war von kurzer Dauer. Einige Jahre gieng das so hin, dann wurde entschiedenst die Klage auf Scheidung aufrecht erhalten mit dem Bemerkten, wenn das Pfarramt nichts thue, werde die Klage gleich beim weltlichen Gerichte anhängig gemacht. Mehrfache private Versöhnungsversuche während der Zeit, in welcher die Klage in Verhandlung stand, blieben wie die amtlichen erfolglos und die Scheidung wurde bewilliget. Bevor ich das Urtheil in Ausführung brachte, wollte ich noch einen letzten, wenn auch, wie ich meinte, ganz aussichtslosen Versöhnungsversuch machen und ich konnte dem bischöflichen Ehegerichte die erfreuliche Mittheilung machen, daß das Ehepaar beisammen bleiben wolle, „bis der Tod scheidet“, was freilich schon ein Jahr darnach geschah; auch der andere Ehetheil ist jetzt schon lange in der Ewigkeit.

6. Concubinate sind in einer Pfarre wie ein Dorn im Fleische, der solange eine Eiterbeule bildet, bis er entfernt wird. Fast gleichzeitig bestanden in der Pfarre vier Concubinate, in drei Fällen lebten Ehemänner mit ledigen Personen, in einem Falle eine Ehefrau mit einem ledigen Manne, Fälle also, in welchen eine Umwandlung in rechtmäßige Ehen unmöglich war. Anlässlich der Firmung geschah es nun, daß ein Kind sich den Puthen aus vorgenannten Personen gewählt hatte. Der damalige Katechet wies das Kind an, seine Eltern um einen anderen Puthen zu bitten. Nach ein paar Stunden erschien der zurückgewiesene Pathe beim Pfarramte, um sich über diese Zurückweisung, die übrigens selbstverständlich in unauffälliger Form geschehen war, zu beschweren und deren Rücknahme zu begehren. Dem Beschwerdeführer wurde nun klar zu machen gesucht, daß der Katechet ganz correct vorgegangen und es bei seiner Zurückweisung zu verbleiben habe: die Ehre der Puthenschaft sei sehr leicht zu erlangen durch Behebung des Concubinates. Die Möglichkeit voraussehend, daß der Vorgang ein zweitesmal rein aus Trotz sich ereignen könnte, behielt ich mir die Ausstellung aller Firmzeugnisse für die nächste Firmung bevor. Wirklich wurde nach zwei Jahren der Versuch wiederholt, freilich mit dem nämlichen

Erfolge. Wie in diesen, so in manchen anderen Fällen suchen Concubinarii mit einer gewissen Unversfrorenheit für sich die Ehren rechtmäßiger Eheleute vor der Welt zu erzwingen. So erschien ein solcher persönlich bei mir mit der Frage, ob er bei der Taufe „seines“ Kindes anwesend sein dürfe. Natürlich wurde ihm bedeutet, daß er gleich jedem anderen Christen der Taufe beiwohnen dürfe, das werde ihm aber doch sein eigenes Gefühl nahelegen, nicht in vordringlicher Weise seine Anwesenheit bemerkbar zu machen: er kam auch im Festgewand und suchte, soweit er es durchsetzen konnte, den Platz des legitimen Vaters einzunehmen. Anlässlich seines Besuches und seiner Frage wurden ihm noch viele andere, sehr wichtige Dinge gesagt, um die er wohl nicht gefragt hatte, jedoch nur obsecrando non increpando. Der Erfolg war ein überraschender: dem Manne war jetzt offenbar der Pfarrer nicht energisch genug gegen die Concubinate, denn er verklagte ihn anonym beim Consistorium, daß er Schuld trage an Concubinaten, weil die Leute die hohen Trauungsgebühren nicht erschwingen könnten. Der Pfarrer wurde nicht zur Verantwortung gezogen, aber andere Personen bekamen Kenntniß von dem Briefe, und durch diese erfuhr es auch der Pfarrer. Die Krystalle wachsen am schnellsten um einen Kern und die größten Lügen entstehen um ein Körnchen Wahrheit. So auch hier. Ein Concubinat konnte, da jetzt das Hindernis nicht mehr bestand, in eine rechte Ehe umgewandelt werden. Auf die dahin zielenden Bemühungen des Pfarrers erwiderte der Mann: „man braucht doch einen Kreuzer zum Heiraten, und ich habe jetzt kein Geld.“ „Bei mir,“ sagte der Pfarrer, „kostet es euch gar nichts, wenn ihr zur heiligen Messe zur Trauung kommt, und das ist doch für euch das Gescheidteste.“ Die Antwort war: „den Herrn Pfarrer fürchten wir nicht, da kostet es ohnehin wenig, aber man braucht doch ein Gewand und dergleichen.“ Das Paar ist jetzt schon lange rechtmäßig verbunden. Das Concubinat des anonymen Brieffschreibers wurde aufgelöst durch — das Gefängnis.

7. Anlässlich eines Besehganges finde ich eine illegitime Familie, zwei ledige Personen mit Kindern, welche schon seit Jahren herumziehen, daher factisch wie rechtlich als Wohnsitzlose (Vagi) zu gelten hatten. Der Mann war durch Zuweisung in einer Gemeinde meiner Pfarre, die Frau in einer Gemeinde eines anderssprachigen Kronlandes Westösterreichs heimatberechtigt, beide waren gleich bereit, eine rechtmäßige Ehe zu schließen. Ich erbat mir die nöthige Vollmacht zur Trauung und vereinbarte mit dem Brautpaare, daß es in der Zeit der Verkündung (13., 15. und 20. November) innerhalb meiner Pfarre sich aufhalten sollten, was sie auch thaten. Die Ehe mußte auch in der Heimattpfarre der Braut verkündet werden. Die Braut hatte erklärt, daß in ihrer Heimatgemeinde A. viele Leute deutsch sprechen und lesen, Geistliche und Lehrer ohne Ausnahme, und daß ihre Heimatsgemeinde auch Pfarrort sei. Am

6. November sendete ich die Verkündanzeige mit Hinzufügung einer ausführlichen Darstellung des Falles unter der vorsichtig gehaltenen Adresse: „an das hochwürdige Pfarramt der politischen Gemeinde A.“ Die Verkündanzeige selbst war lateinisch gegeben mit der entschuldigenden Einleitung, daß ich der dortigen Landessprache leider nicht mächtig sei. In der Verkündwoche sandte ich dann mit Postanweisung unter der gleichen obigen Adresse einen Betrag für Stempel und Verkündtaxe mit der lateinisch geschriebenen Bitte, den Verkündschein ehestens zu schicken. Die Postanweisung kam wieder zurück mit einigen mir unverständlichen Worten der dortigen Landessprache von einem mit A nicht gleichlautenden Pfarramte, drei Tage später kam dann von dem nämlichen Pfarramte B, wohin die Gemeinde A gehörte, ein deutsch abgefaßtes Schreiben, wornach die Verkündanzeige an die Gemeinde A von der Post gegeben worden sein mußte, von der Gemeinde aber erst am 22. November dem Pfarramte B übergeben worden sei. Nun unterhandelte ich neuerdings mit dem Brautpaare, ob es nicht vielleicht noch einmal auf acht oder zehn Tage hier Wohnsitz nehmen könnte, vielleicht vom 1. bis 8. Jänner, was auch zugesagt wurde. Am 18. December gieng die zweite Verkündanzeige ab an das Pfarramt B direct mit der Bitte, die Verkündung am 1., 6. und 8. Jänner vorzunehmen und wenn irgend möglich (B. ist eine Stadt, es gehen also wohl mehrmals im Tage Posten ab) noch am 8. Jänner den Verkündschein zu expedieren, da das Brautpaar nur äußerst schwer zehn Tage lang sich hier durchbringen könne. Das Brautpaar hielt Wort, es freute mich, als der Mann am alten Jahrtage sich bei mir meldete. Vom 9. Jänner an kam der Bräutigam täglich nach Einlangen der Post anzufragen, ob der Verkündschein eingelangt sei. Donnerstag den 12. Jänner kam er zum letztenmale mit der Meldung, er sei ausgewiesen. Leider war der Verkündschein noch immer nicht da: wäre er mit dieser Post abends wenigstens gekommen, so hätte ich das Paar ohneweiters sogleich getraut, der Gensdarm, wenn er etwa gefürchtet hätte, sie könnten ihm entweichen, hätte ganz gut als Trauungszeuge fungieren können, Freitag abends endlich, das Brautpaar sah ich seit dem 12. bis heute nicht mehr, kam der Verkündschein: er war in der mir unverständlichen Sprache geschrieben, die Adresse deutsch, und mit Nachnahme belegt: derselbe war ausgestellt am 10. Jänner, erst am 11., Mittwoch, zur Post gegeben und konnte so unmöglich eher ankommen. Meine so dringende Bitte um Absendung am 8. war also vergeblich gewesen. Ich konnte nicht umhin, meinem Erstaunen darüber Ausdruck zu verleihen, daß eine solche Rücksichtslosigkeit gegen arme Landsleute und gegen einen Amtsbruder möglich sei und daß ich die Schuld für die Fortdauer des Concubinates von mir ablehne. Der Rest ist — Schweigen.

8. Ein heiterer Ehefall, wenn auch ein dunkler Hintergrund hier sich findet, mag den ersten vorhergehenden Fall ablösen. Es

erscheint ein Brautpaar, die „Kündigung anzugeben“ und unschwer stellt sich heraus, daß ein leichtes dispensables Hindernis bestehe. Wie es Pflicht ist, wurde dem Brautpaare vorgestellt, daß es besser sei von der geplanten Ehe abzulassen, es seien auch keine ernstlichen Dispensgründe vorhanden und jedes von ihnen könne gewiß leicht eine standesgemäße anderweitige Ehe erhoffen. Auf das hin erklärten sich beide bereit, von ihrem Vorhaben abzustehen und giengen ruhig ihren Weg. Erwartet hatte ich es wohl nicht, aber überrascht hat es mich auch nicht, als schon acht Tage nachher der Cybräutigam wieder erschien und mit ihm ein mir ganz unbekannter Mann, den er mir als seinen „Fürsprech“ vorstellte. Offenbar hatte sich dieser letztere eine „zündende“ Rede einstudiert, die er je eher je lieber loslassen wollte, ich schloß das aus der Eile und dem Eifer, mit welchem er zu sprechen begann. Leider fand er an mir ein undankbares Publicum, rücksichtslos warf ich in seinen Redefluß die Frage, ob er Bräutigam sei, wenn nicht, so könne ich ihm nur rathen, sich zu empfehlen, mir genüge der Bräutigam allein. Dieser bringt nun recht und schlicht seine Bitte vor, er habe sich doch wieder anders besonnen, die Braut auch und „wenn es halt doch gienge“. Wie zu erwarten war, wurde die Dispens gewährt, dem Glücke stand die Thüre offen, der Bräutigam überlegte es sich noch ein drittesmal und führte eine andere Braut zum Altar. Nach einigen glücklichen Ehejahren stirbt die Frau und nun kehrt der Mann zu seiner ersten Braut zurück und schloß mit ihr den Ehebund, dem ein Hindernis nicht mehr entgegenstand. Eines hatte sich geändert: als Jungfrau hatte er sie zuerst erkiesen, ledig war sie noch, aber die Pflichten eines Stiefvaters mußte der Witwer übernehmen und er erfüllt sie gut. Es wurde ein glücklich Paar.

9. Fröstelndes Thauwetter war eingetreten, der Schnee in jenes Stadium gekommen, in welchem auch das beste Schuhzeug der Rasse nicht zu widerstehen vermag. Ein Mann kommt zur Thüre herein und sagt kurz und grob: „Thut's mir meine N. versehen!“ „Ja Mann! Das ist Deine Zuhälterin! Wie oft habe ich Dir die langen Jahre her schon zugeredet, heiraten oder auseinandergehen, habe Dich aufmerksam gemacht, wenn eines von Euch krank würde, wie schwer es da wäre u. s. w.“ „Wenn Sie es nicht thun wollen, so gehe ich halt zum Pfarrer in N., der thut's schon“, sprach es und eilte davon, die Thüren dröhnend zuschlagend. Ich nehme Hut und Stock, hole mir den Messner, welcher zur Vorsorge die Utensilien für die letzte Delung mitnehmen mußte, als Zeugen und begab mich zu der Kranken, die, sagen wir, nicht eine Stunde weit entfernt war. Sie war nicht mehr in der gemeinsamen Wohnung sondern hatte bei einer anderen Wohnpartei des Hauses Aufnahme gefunden. Schon diese Thatfache war sehr erfreulich und ließ einen günstigen weiteren Verlauf sicher erwarten. Die Erwartung wurde nicht getäuscht, die Kranke gab das geforderte nothwendige Ver-

sprechen sichtbar mit großer Bereitwilligkeit vor zwei Zeugen (an eine Ehe war nicht zu denken); da die Kranke sehr schwach war, eilte ich freudig gestimmt zur Kirche, um ihr das Viaticum zu bringen. Nächsten Tag wollte ich die Kranke besuchen, fand sie aber nicht mehr dort, wo sie gestern war: man hatte sie gestern nur deswegen hieher gebracht, weil es in der anderen Wohnung doch gar zu ekelhaft gewesen wäre. Diese Mittheilung wirkte wie ein jäher Witterungswechsel auf mich: es war also alles nur ein Manöver gewesen, um den Empfang der Sterbesacramente zu erschleichen! Alles? Sollte also auch das Versprechen der Kranken nicht aufrichtig gewesen sein? Zweifel stiegen in mir auf, doch darüber konnte wohl die Kranke Auskunft geben, zu der ich mich jetzt begab. Auf meine Frage, warum sie doch wieder in die gemeinsame Wohnung zurückgekehrt sei, gab sie unter Thränen zur Antwort: „wie gerne würde ich fortziehen, aber hier nimmt mich niemand auf und in das Spital kann ich nicht kommen, weil ich die Fuhre dahin nicht zahlen kann. Der N. würde mich um Geld (ein sehr geringer Betrag im Verhältniß zur großen Entfernung des Spitales) hinbringen, ich habe aber keinen Kreuzer!“ „Gut! Hier hast Du das Geld! Kannst Du aber auch das Fahren aushalten?“ „Tausendmal vergelt's Gott,“ sprach sie, „wenn ich auch auf dem Wege sterben muß, will ich fort, weil ich jetzt kann.“ Hinterdenklich schritt ich heimwärts, mein Vertrauen hatte von gestern auf heute einen schweren Stoß erlitten. Und doch that ich der Kranken Unrecht mit meinem halben Vertrauen, sie reiste ab und ließ sich, als auf dem Wege noch mit bewusster Bosheit ihr ein Hinderniß gelegt wurde, nicht irre machen und aufhalten. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft im Spitale starb sie. Sie ist wohl gut aufgehoben und dankt sicher schon lange dem barmherzigen Gott. Möge sie auch gedenken des Knechtes Gottes, durch dessen unwürdige Hände er ihr seine Barmherzigkeit zuschießen ließ.

Ueber Haushroniken.

Von J. M.

Der Grund jeden materiellen und geistigen Wohlstandes und aller socialen Ordnung wird in der Familie gelegt. Aus ihr entwickelt sich der gedeihliche Aufbau und Bestand des Gemeinde- und Staatswesens. Es ist daher Pflicht jedes Menschenfreundes und insbesondere des Seelsorgers und Lehrers, nach Kräften dafür bemüht zu sein, um das innere Glück des Hauses zu begründen, zu erhalten und befestigen zu helfen.

Bei der gegenwärtigen Zerfahrenheit und Principienlosigkeit der gesellschaftlichen Zustände, welcher so viele Schichten unseres Volkes entgegenzugehen drohen, handelt es sich daher vor allem darum, diesen traurigen Zuständen einen mächtigen Damm zu setzen durch